

Nachrufe



HOFRAT
MAG. DR. GERHARD WINKLER
(2. 2. 1935–9. 11. 2012)

Am 19. November 2012 verstarb Hofrat Mag. Dr. Gerhard Winkler. Er war 53 Jahre Mitglied bei der Gesellschaft für Landeskunde – OÖ. Musealverein und 15 Jahre im Präsidium tätig. Von 2001 bis 2010 leitete er als Präsident mit Umsicht und großem Engagement die Geschicke des Vereines, und in der Jahreshauptversammlung vom 15. April 2010 wurde einstimmig beschlossen, ihn zum Ehrenpräsidenten zu ernennen. Im Jahr 2010 veröffentlichte er unter dem Titel *Varia Norica* (Forschungen in Lauriacum Sonderband 2, Linz 2010) diverse Aufsätze zur „Verwaltungs- und Militärgeschichte, dem Siedlungs- und Verkehrswesen der römischen Provinz Noricum“ (Ibd. 5), die er in den Jahren 1969 bis 2009 verfasst hatte. Der Sammelband, von dem mittlerweile eine zweite Auflage gedruckt worden ist, spiegelt aber nur einen Teil seines umfangreichen publizistischen Wirkens wider. In der ihm zum 70. Geburtstag gewidmeten Festschrift (Jahrbuch 149 I, 2004) ist neben einem von Georg Heilingsetzer verfassten Lebenslauf (9–14) auch eine Bibliographie vorgelegt worden (15–29). Die beeindruckende Liste ist in mehrere Fachbereiche, die den Facettenreichtum zum Ausdruck bringen, untergliedert: Klassische Philologie, Alte Geschichte und Epigraphik, Germanistik, Biographisches, Bibliographisches, Zeitungsartikel, Besprechungen. Besonders hervorzuheben sind die vielen Bände der gemeinsam mit Roderich König edierten lateinisch-deutschen Gesamtausgabe der *Naturalis historia* des C. Plinius Secundus (Plinius der Ältere) und seine Mitarbeit bei den griechisch-deutschen Klaudios Ptolemaios-Editionen: Handbuch der Geographie (2006) und Handbuch der Geographie, Ergänzungsband mit einer Edition des *Kanons bedeuten-*

der Städte (2009). Neben der aufwändigen Arbeit an zweisprachigen Editionen fand Gerhard Winkler trotzdem Zeit, sich noch anderen Themen zu widmen, wobei ihn die Inschriften auf römischen Steindenkmälern zeitlebens faszinierten und beschäftigten. Besondere Verdienste hat er sich zweifelsohne um die Meilensteine erworben. Die römischen Straßen und Meilensteine in Noricum – Österreich erschienen 1985 als Band 35 der Schriften des Limesmuseums Aalen, und die Meilensteine dieser Provinz hat er auch für das *Corpus Inscriptionum Latinarum* bearbeitet. CIL XVII/4, Fasc. 1, *Miliaria provinciarum Raetiae et Norici*, edd. Anne Kolb – Gerold Walser – Gerhard Winkler, ist 2005 in Berlin veröffentlicht worden.

Bereits am Beginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit stand die römische Provinz Noricum im Fokus seines Interesses. Gerhard Winkler promovierte im Juni 1958, er war zu diesem Zeitpunkt 23 Jahre alt, an der Universität Wien. Seine Dissertation „Die Reichsbeamten von Noricum und ihr Personal bis zum Ende der römischen Herrschaft“ ist 1969 von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 261. Band, 2. Abhandlung) verlegt worden und gilt nach wie vor als Standardwerk. Besonders beeindruckend ist die Liste von Einträgen in Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, die seiner Feder entstammen. Mit dem 1975 erschienenen und viel zitierten Buch „Die Römer in Oberösterreich“ war der Autor wenig glücklich. Die Zeit, die ihm für dieses Vorhaben zur Verfügung stand, war zu knapp bemessen. So konnte der für seine akribische Arbeit bekannte Wissenschaftler seinen eigenen Qualitätsansprüchen nicht genügen. Ein besonderes Anliegen sind Gerhard Winkler auch forschungsgeschichtliche Themen gewesen, denen er sich sowohl in Überblicksdarstellungen, als auch in Teilaspekten zu einzelnen Denkmälern und Forscherpersönlichkeiten gewidmet hat. Ihm war es zu verdanken, dass seit 2006 die Forschungen in Lauriacum wieder weitergeführt wurden. Die in diesem Jahr aus der Taufe gehobene Gesellschaft für Archäologie in Oberösterreich hat er von Beginn an wohlwollend unterstützt und mit einem Sitz im Präsidium der Gesellschaft für Landeskunde bedacht. Einer seiner aus wissenschaftlicher und landeskundlicher Sicht sicher größten Wünsche ist leider (noch) nicht erfüllt worden: Das Wiederaufblühen der archäologischen Forschungen in *Lauriacum/Enns* als Gemeinschaftsprojekt und eine Vermittlung der Ergebnisse in einem Archäologie-Park. Die für 2018 anberaumte Landesausstellung mit dem Schwerpunkt Römer/Limes, wo Enns die zentrale Rolle spielen soll, lässt Hoffnung aufkommen, dass dieser Wunsch zumindest posthum in Erfüllung geht. Die Zuerkennung zahlreicher Auszeichnungen, Preise und Ehrungen, darunter das Goldene Verdienstzeichen der Republik Österreich, die Kulturmedaillen der Stadt Linz und des Landes Oberösterreichs sowie das Ver-

dienstzeichen des Landes und der Landeskulturpreis, waren eine logische Konsequenz für sein umfangreiches Engagement.

Gerhard Winkler wurde am 2. Februar 1935 in Wien geboren, wo er auch aufwuchs, die Schule besuchte und studierte. Nach der 1953 mit Auszeichnung bestandenen Matura entschied er sich letztendlich für ein Studium der Klassischen Philologie sowie der Germanistik. Die Lehramtsprüfung aus Deutsch und Latein legte er 1959, ein Jahr nach der Promotion, ab. Der Schuldienst führte ihn dann nach Linz, wo er bis 1969 und von 1977 bis 1984 an verschiedenen Schulen unterrichtete. Dazwischen war er als wissenschaftlicher Bibliothekar an der damaligen Linzer Studienbibliothek (heutige OÖ. Landesbibliothek) tätig. Seine Frau Mag.^a Eva Winkler (geb. Trenkler) schenkte ihm drei Kinder. Die Namenswahl – Cornelia, Marcus und Claudia – reflektiert ebenfalls das ausgeprägte Interesse an der römischen Geschichte und die Liebe zu Latein. Die Familie und allen voran seine Gattin Eva waren sein Rückhalt und gaben ihm Kraft. Ohne diesen Rückhalt, die Akzeptanz und Unterstützung für seine wissenschaftliche Arbeit, die lange Jahre nebenberuflich, also weitgehend in der Freizeit Platz finden musste, wäre es ihm nicht möglich gewesen, ein derartiges geistiges Erbe zu hinterlassen. Von seinen Kindern und Enkeln berichtete er immer wieder voll Stolz. Neben wissenschaftlichen und landeskundlichen Themen sowie der Familie, war Gerhard Winkler auch immer für Gespräche über seine Hobbys Philatelie und Fußball zu haben, wobei sein Herz aus sportlicher Sicht dem LASK gehörte. Seine Schüler nutzten Latein- und Deutschstunden, die an Samstagen abgehalten wurden, an denen der LASK spielte, gerne, um ihn zu Prognosen zu bewegen (und somit zumindest ein paar Minuten vom Unterrichtsstoff abzulenken). Im Jänner 1985 trat Gerhard Winkler den Dienst im Bundesoberstufenrealgymnasium in Perg an, das er bis zu seiner Pensionierung im Februar 1995 als Direktor leitete. Die Pension hieß für Gerhard Winkler nicht Ruhestand, ganz im Gegenteil, von da an widmete er sich mit Hingabe und Fleiß der Klassischen Philologie, der Epigraphik, der Alten Geschichte und der oberösterreichischen Landeskunde. Selbst die Diagnose einer Krebserkrankung, die er mit Fassung ertrug, hielt ihn nicht ab, sich weiter wissenschaftlich zu betätigen. Als er merkte, dass seine Kräfte zur Neige gingen, versammelte er noch einmal seine geliebte Familie um sich.

Seiner Familie war auch der eingangs zitierte Sammelband *Varia Norica* gewidmet. Diesem Buch hat Gerhard Winkler ein Zitat von C. Plinius Caecilius Secundus (Plinius der Jüngere) vorangestellt: *Equidem beatos puto, quibus deorum munere datum est aut facere scribenda aut scribere legenda, beatissimos vero, quibus utrumque.* – Ich halte jene für glücklich, denen es durch ein Geschenk der Götter gegeben ist, entweder Schreibenswertes zu tun oder Lesenswertes zu schreiben, für die Glücklichen aber (halte ich die), denen beides (gegeben ist) (ep. VI, 16, 3). Zweifellos ist Gerhard Winkler einer dieser „Glücklichsten“ gewesen und wie

er vorangehende Forscherpersönlichkeiten durch Publikationen und Vorträge gewürdigt hat, so ist auch er besonders zu würdigen.

Hofrat Mag. Dr. Gerhard Winkler hat die Wissenschaft und Kultur in Oberösterreich über ein halbes Jahrhundert bereichert und mitgeprägt und ist in der Reihe der herausragenden österreichischen Altertumswissenschaftler zu nennen.
Requiescat in pace

Stefan TRAXLER



HOFRAT
UNIV. PROF. DR. JOHANN STURM
(4. 1. 1931–30. 12. 2012)

Am 30. Dezember 2012 starb unser hochgeschätztes Mitglied Dr. Johann Sturm. Er wurde am 4. Jänner 2013, an seinem 81. Geburtstag, in seiner Heimatgemeinde Vorchdorf beigesetzt. Hier wuchs er als Sohn eines Zimmermanns auf. 1957 legte er die Reifeprüfung an der Bundeslehrerbildungsanstalt in Linz, Honauerstraße mit Auszeichnung ab und trat in den Schuldienst ein. Nach verschiedenen Dienstorten im Salzkammergut kehrte er in die Hauptschule nach Vorchdorf zurück und gründete eine Familie, aus der fünf Kinder hervorgingen, die alle jenen pädagogischen und kunsthistorischen Markierungen folgen sollten, die der Vater so deutlich gesetzt hatte.

Sein schon früh gewecktes Interesse für Kunst und Kunstgeschichte ließ ihn neben der Ausübung seines Brotberufs studieren. Seine bis heute grundlegende und in Fachkreisen viel beachtete Dissertation „Die Architektur der Carlone in Österreich“ führte ihn zu Studienaufenthalten nach Oberitalien, Süddeutschland und Prag. 1969 promovierte er in Wien. Seine damit geschaffenen Schwerpunkte Pädagogik und Kunstgeschichte prägten sein weiteres Leben. 1970 wurde er zum Leiter des Pädagogischen Instituts in Linz berufen. Zahlreiche Jahrgänge von Studenten der Kunstuniversität Linz führte er in die Kunstgeschichte ein,

wobei ihm sein umfassendes Wissen zugute kam. Viele seiner Schüler sind heute noch dankbar für jenes humanistische Bildungsideal, das er ihnen zu vermitteln verstand. Das Bildungshaus Schloss Puchberg gewann ihn zur Gestaltung kunsthistorischer Seminare, die er durch Studienfahrten und Exkursionen ergänzte. Auch die Gesellschaft für Landeskunde und viele andere Vereine und Institutionen nutzten sein Wissen verknüpft mit der pädagogischen Begabung, auch schwierige Sachverhalte allgemeinverständlich und begeisternd darzustellen, und übertrugen ihm zahllose Referate und Vorträge, Führungen und Bildungsreisen. Durch seine zahlreichen Reisen kannte er so gut wie alle Hauptwerke der europäischen Kunst im Original, und es gab kaum ein Thema, über das er nicht die neuesten Forschungsergebnisse parat hatte. Entsprechend umfangreich war seine Fachbibliothek. Zu seinen bevorzugten wissenschaftlichen Themen gehörten alle Fragen der mitteleuropäischen Barockarchitektur, wobei er mit zahlreichen Fachkollegen des In- und Auslands in Kontakt stand. Darüber hinaus gestaltete er Führer zu Schätzen der heimischen Kunst und Geschichte, etwa zur Pfarrkirche in Grünau im Almtal. Seit ihm der Ruhestand wieder mehr Zeit bescherte, vertiefte er seine wissenschaftliche Arbeit noch einmal mit etlichen qualitätsvollen Beiträgen in verschiedenen wissenschaftlichen Publikationen, wobei Kirche und Schlösser in Vorchdorf, die Kapelle Mitterberg sowie die „Kapergerbande“ und deren sozial- und kunsthistorisches „Nachleben“ im Mittelpunkt standen. Zahlreiche Zeitungsbeiträge und Buchbesprechungen runden sein Gesamtwerk ab. Johann Sturm war auch als Wissenschaftler zurückhaltend und bescheiden, was ihn veranlasste, seine Entdeckungen und Erkenntnisse erst nach intensiver Prüfung der Urkundenlage zu publizieren. Vieles ist dadurch leider unveröffentlicht geblieben. Dennoch gab es kaum ein Buch über Barockkunst und kaum eine Tagung, in der sein Name nicht zitiert wurde, so etwa zuletzt auf dem internationalen Barockkongress in Passau.

Sowohl die Republik Österreich als auch die Marktgemeinde Vorchdorf haben seine Verdienste mit Titeln und Auszeichnungen gewürdigt. Seinen „Schülern“, zu denen auch ich (W. A.) mich zählen durfte, bleiben Dankbarkeit für die Hinführung zur Kunst sowie zahllose schöne Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse.

Walter ASPERNIG, Lothar SCHULTES

Rezensionen

Klaus BIRNGRUBER und Christina SCHMID unter Mitarbeit von Herwig WEIGL (HG.), Adel, Burg und Herrschaft an der „Grenze“: Österreich und Böhmen. Beiträge der interdisziplinären und grenzüberschreitenden Tagung in Freistadt, Oberösterreich, 26. bis 28. Mai 2011 (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, Folge 34), Linz 2012. 240 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, broschiert; € 29,-.

Die Herausgabe eines Tagungsbandes birgt immer das Risiko in sich, auf Grund eines zu sehr spezialisierten Themas nur mehr einen ausgewählten wissenschaftlichen Zirkel zu bedienen. Dass dem aber nicht so sein muss, beweist in angenehmer Weise der vorliegende Band mit insgesamt 14 Beiträgen, der in der zwischenzeitlich – wie einige bereits vergriffene Bände beweisen – gut etablierten Reihe der „Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich“, herausgegeben vom OÖ. Landesmuseum, erschienen ist.

Bereits beim ersten Durchblättern fällt die durchwegs gute Qualität der aussagekräftigen Bilder und Plandarstellungen auf, die die in den Texten getätigten Aussagen entsprechend illustrieren bzw. unterstützen. Positiv zu vermerken ist die jedem Beitrag nachgestellte Zusammenfassung in tschechischer Sprache, die es ermöglicht, auch den Forscherkollegen aus diesem Raum die Texte zumindest im Überblick muttersprachlich zu erschließen.

Sehr erfreulich sind auch die insgesamt neun Beiträge zur bei uns leider noch immer viel zu wenig bekannten Burgenlandschaft Böhmens, die unter anderem interessante Erkenntnisse aus dem Feld der Bauarchäologie und der Bauforschung bieten. Die fundierte Einleitung zum Tagungsthema bieten die beiden Herausgeber, Klaus Birngruber und Christina Schmid, unterstützt durch die Mitautoren Alice Kaltenberger und Thomas Kühtreiber, die – jeder in seinem Forschungsgebiet – bereits auf umfangreiche facheinschlägige Erfahrungen bzw. Publikationen zurückblicken können. Der räumliche Schwerpunkt der Betrachtungen liegt hier – bedingt durch die von den Autoren betriebene Aufarbeitung der „Sammlung Höllhuber“ – auf dem unteren Mühlviertel, der zeitliche auf dem Hochmittelalter. Im ersten Fachbeitrag beschäftigt sich Franz-Reiner Erkens mit der herrschaftlichen Präsenz der Passauer Bischöfe im Raum nördlich der Donau, wobei der Schwerpunkt auf dem oberen Mühlviertel und dem hier zugehörigen Donauabschnitt liegt. Behandelt werden neben der Besiedlung und Kultivierung des „Nordwalds“ auch die Burgen- und Herrschaftsentwicklung im 12. und 13. Jahrhundert. Basierend auf langjähriger archäologischer Forschungstätigkeit be-

richtet Sabine Felgenhauer-Schmiedt über Herrschaftszentren und Adelssitze des 10. bis 13. Jahrhunderts im nördlichen Waldviertel, wobei eine erste Herrschaftsbildung am Beispiel der Burg „Sand“, die dauerhafte Herrschaftsausübung an Hand der Burg Raabs an der Thaya und die Burgen und Sitze des Niederadels an Hand von Ödengroßau und dem Wüstungskomplex Hard (Kleinhard und Herrenhof Hard) eine eingehende Betrachtung erfahren. Roman Zehetmayer analysiert die Struktur des Adels im nördlichen Wald- und Weinviertel bis um 1150, um die herrschaftliche Erschließung dieses Grenzgebiets zu zeigen, wobei hier für das Waldviertel unter anderem der Raum um die oben genannte Burg Raabs näher betrachtet wird. Aus oberösterreichischer Sicht interessant erscheint der Hinweis auf enge verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den edelfreien Herren von Staatz im Weinviertel und den Gründern von Reichersberg am Inn. Libor Jan zeigt an Hand der Praxis der Přemysliden, im 13. Jahrhundert ausgedehnte Gebiete an der Grenze zu Österreich und Bayern an den böhmisch-mährischen Adel zu vergeben, die Entwicklung großer Herrschaftskomplexe in diesen Gebieten. In diese, von einer Intensivierung der Kolonisationstätigkeit geprägten Zeit fällt etwa auch bereits die Etablierung der Herren von Liechtenstein im Raum Nikolsburg. Die umfassende Kenntnis der Freistädter Stadtgeschichte verwertet Elisabeth Gruber in ihrem Beitrag über Burg und Stadt Freistadt zwischen Adel und Bürgerschaft, wobei sich etwa an Hand der gut dokumentierten Baumaßnahmen an Stadtbefestigung und Burg die finanziellen und organisatorischen Verflechtungen bzw. Konflikte zwischen Stadt und landesfürstlicher Verwaltung zeigen. Rudolf Krajčic untersucht den Weg der Burg zu Tabor vom ehemaligen königlichen Herrschaftszentrum zum „Befestigungselement der Hussitenstadt“, wobei nach einer historischen Einleitung über die zwischen 1994 und 2004 durchgeführten archäologischen Forschungen im Burgbereich berichtet wird. Robert Novotný zeigt anhand der Rosenberger die Rolle der Herrschaftsburgen in den Beziehungen zwischen diesem Herrengeschlecht und dessen verschiedenen, von Burggrafen und niederadeligen Gefolgsleuten bis zu den Gläubigern reichenden Klientelgruppen. Die Studie von Zlata Gersdorfová widmet sich den Anfängen der großen Burganlage von Krumau in Böhmen im 13. und 14. Jahrhundert, während Tomáš Durdík und Petr Chotěbor in ihrem gut illustrierten Beitrag Festen und kleine Burgen des Niederadels in Böhmen in Gegenüberstellungen von Rekonstruktionszeichnungen und Fotos der heutigen Anlagen präsentieren. Michael Rykl zeigt aufschlussreiche Beobachtungen und Aussagemöglichkeiten fundierter Bauforschung an Hand zweier in ihrer ersten Bauphase der Zeit um 1490 angehörender Festen in Südböhmen. Vilém Knoll und Tomáš Karel beschäftigen sich mit dem gegenwärtigen Kenntnisstand über Burgen im Land zwischen Böhmen und dem Reich am Beispiel der Adelssitze im Egerland und stellen hierzu eine Reihe von Objekten in einer Zusammenschau aus Grundrissplänen,

Rekonstruktionszeichnungen und Fotos vor. Der in englischer Sprache verfasste, als „vorläufige Einleitung“ untertitelte Beitrag von Filip Kasl beschäftigt sich mit Kleinadelssitzen und ihrem möglichen Bezug zum Abbau von Bodenschätzen in Westböhmen, dargestellt an zwei Abbaustätten von Eisenerz in der Region Pilsen. Den Abschluss des Bandes bildet der Beitrag von Jan Klápště der Adel, Burg und Herrschaft als ewig strittige Problematik der tschechischen Mediävistik hinterfragt, hierzu zwei bzw. drei Beispiele „endloser“ Streitfälle darstellt und mögliche Ursachen für diese Kontroversen anbietet.

Es scheint, dass das Land Oberösterreich mit der Erwerbung der „Sammlung Höllhuber“, der Errichtung des Burgenmuseums auf Reichenstein und der Förderung von Publikationen wie der hier vorliegenden in den letzten Jahren durchaus auf den Wert seiner Burgenlandschaft aufmerksam geworden ist, wenngleich ein flächendeckendes und wissenschaftlich erarbeitetes Burgenbuch, in dem die zahlreichen, im ganzen Land entstehenden Bausteine aus diesem Forschungsbereich zusammengefasst werden könnten, noch schmerzlich vermisst wird. Dies ist auch deshalb umso bedauerlicher, als nach wie vor immer wieder Verluste am „Denkmal Burg“ in seinen vielfältigen Erscheinungsformen, zum einen durch Teileinstürze, zum anderen aber auch unwissentlich oder durch mutwillige Zerstörungen zu beklagen sind.

Zuletzt bleibt noch, diesem aufschlussreichen und gut lesbaren Band zu einem wichtigen Thema unserer Kulturgeschichte ebenso wie den anderen Publikationen der sehr ambitioniert betreuten Studienreihe eine möglichst weite Verbreitung sowohl beim heimatkundlich interessierten als auch beim fachwissenschaftlichen Publikum zu wünschen.

Roland FORSTER

Die Inschriften des Landkreises Passau I: Die ehemaligen Bezirksämter Passau und Wegscheid. Die Deutschen Inschriften, hgg. von den Akademien der Wissenschaften in Berlin, Düsseldorf, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, Mainz, München und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, Band 80, Münchener Reihe 14. Band, gesammelt und bearbeitet von Ramona EPP, 372 S., 23 Tafeln mit 70 s/w-Abb., 1 farbige Karte, Dr. Ludwig Richter Verlag, Wiesbaden 2011. 59 €.

Vor etwa 80 Jahren begannen die wissenschaftlichen Akademien in Deutschland und Österreich mit der Sammlung und Edition der lateinischen und deutschen Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit, wobei im Regelfall das Jahr 1650 als zeitliche Obergrenze vereinbart ist. Nach langer Vorbereitungs- und Anlaufzeit konnten nach einem Einzelband (1942) seit Ende der 50er Jahre die

Inschriftenbände in immer rascherer Reihenfolge erscheinen. So liegen heute schon mehr als 85 Bände vor, die Texte und Bildmaterial als Basis für historische, kunstgeschichtliche, philologische und volkskundliche Forschung zur Verfügung stellen und damit auch zu übergreifenden Fragestellungen anregen. Zudem werden diese wertvollen, die handschriftlichen und gedruckten Überlieferungen ergänzenden Geschichtsquellen, die ursprünglich auf dauerhaftem Material (Stein, Holz, Metall, Glas, etc.) „für die Ewigkeit“ geschaffen wurden, textlich und fotografisch gesichert, da nicht nur Kriege und Katastrophen, sondern auch Unverstand und vor allem Umweltschäden den Inschriftenbestand laufend dezimieren.

Der vorliegende Band umfasst 185 Inschriftennummern aus dem Passauer Umland im Zeitraum vom 12. Jahrhundert bis 1650 und schließt räumlich an die bereits 2006 vorgelegte Edition der Inschriften der Bischofsstadt Passau (siehe Rezension im 151. Jahrbuch, S. 320–322) an. Natürlich ist die Struktur der Inschriften in dieser ländlichen Umgebung von Passau eine andere, sie wird aber von der Bischofsstadt beeinflusst. So finden wir neben Denkmälern für einige im Hochstift tätigen Amtsträger vor allem den von Bischof Urban von Trenbach zu Beginn der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts in Auftrag gegebenen Inschriftenensemble im bischöflichen Schloss Obernzell, das er, wie drei Wappensteine von 1581 zeigen, damals umbaute und restaurierte. Der Päpstwappenfries im Festsaal und der Zyklus lateinischer Sinnsprüche, der sich in der ehemaligen Kapelle fortsetzte, bilden das Kernstück des Katalogteils und zeigen das Bestreben des Bischofs, der Kirchenreform im Geiste der katholischen Erneuerung sichtbaren Ausdruck zu verleihen.

Die Schriftformen, die zeitbedingt von der Romanischen und Gotischen Majuskel über die Gotische Minuskel und humanistische Formen bis zur Fraktur des 17. Jahrhunderts reichen, weisen mit der sogenannten „Gotico-Antiqua“, einer Mischschrift von gotischen und humanistischen Elementen, eine epigraphische Besonderheit auf, die die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts dominiert. Ausgehend von der Passauer Steinmetzwerkstatt des Jörg Gartner hat dieser Schrifttyp, der anderswo kaum anzutreffen ist, einen regionalen Schwerpunkt ausgebildet, der weit nach Ober- und Niederösterreich ausstrahlt.

Beziehungen nach Oberösterreich sind auch im familiengeschichtlichen Kontext festzustellen. So ist jener Ulrich Dorfmayr, Pfarrer zu Obernzell (†1514, Kat.-Nr. 84), sicherlich ein Nachfahre jenes gleichnamigen Eferdinger Bürgers, der 1416 eine Wiese in der Pfarre Eferding, Erblehen des Klosters Kremsmünster, als Pfand für ein Darlehen innehatte, die sich noch 1486 im Besitz der Familie Dorfmayr befand (Stiftsarchiv Kremsmünster, AUR). Eine Wappengrabplatte für den neuburgischen Verwalter Joachim Schmelzing zu Fürstdobl und seine Gattin Maria, geborene Scharffseder von und zu Ruckering in der Pfarrkirche Neukirchen am Inn, Gemeinde Neuburg (Kat.-Nr. 153) führt uns zu einer Familie, die auch

östlich des Inn anzutreffen ist, wo einige Schmelzing als Mautner zu Wernstein fungierten, das Schlösschen Zwickledt, das durch Alfred Kubin berühmt werden sollte, zu Lehen nahmen und in der nahen Kirche zu Wernstein begraben sind.

Zahlreiche Register erschließen den stattlichen Band nach verschiedensten Gesichtspunkten und ermöglichen das rasche Auffinden. Neben Personen- und Ortsnamenverzeichnis sind auch Indizes der Wappen und ihrer Blasonierungen, ein Register der Stände, Berufe, Titel und Verwandtschaftsverhältnisse, ein Künstler- und Handwerkerverzeichnis, ein weiteres der Inschriftenträger und Inschriftenarten, ein Verzeichnis der Heiligen, biblischen Personen und Gestalten der Mythologie, sowie eines ihrer Embleme und Symbole, ein Register der Formeln, Devisen und Sprüche und anderes mehr erstellt worden.

Die qualitativ sehr guten Schwarz-Weiß-Bildtafeln veranschaulichen und dokumentieren, was an Inschriften aus dem behandelten Gebiet auf uns gekommen ist. Der Anteil der kopialen Überlieferung mit knappen 20 Prozent des Gesamtbestands ist relativ gering. Damit bietet der Band nicht nur der historischen Forschung im Allgemeinen, sondern vor allem auch zahlreichen Spezialdisziplinen wie Kunstgeschichte, Genealogie, Heraldik, Sprachwissenschaft, Mentalitäts- und Religionsgeschichte u.v.a.m. einen noch relativ geschlossenen Bestand an neuen und besonders vielfältigen Quellen an.

Walter ASPERNIG

Susanne KLEMM, Straßen für den Steirischen Erzberg. Archäologisch-historische Altstraßenforschung in der Steiermark, 16.–18. Jahrhundert (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, hg. v. d. Historischen Landeskommision für Steiermark 51), LIT-Verlag, Münster 2011. 264 Seiten.

Susanne Klemm liefert eine ungeheuer aufwendige Arbeit zur Erforschung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Straßen. Es geht um das Straßennetz, ohne welches die Entwicklung der dezentralen, in viele Täler verzweigten Eisenindustrie rund um den Steirischen Erzberg nicht denkbar gewesen wäre. Archäologische Arbeiten sind immer anspruchsvoll, nicht nur was die Jahre lange, kostenaufwendige Grabungstätigkeit und die dafür erforderlichen technischen Hilfsmittel und Methoden, sondern auch was die Dokumentation in Text, Karten, Skizzen und Bildern betrifft. Allerdings kommen gerade im gegenständlichen Fall auch Zweifel, ob der Aufwand immerzu gerechtfertigt ist. Die Autorin schreibt dazu, es habe einiges an Überzeugungskraft erfordert, die archäologisch-historische Bedeutung der neuzeitlichen Altstraßen den verantwortlichen Stellen und ihren Vertretern, dem Bundesdenkmalamt, den Gemeinden und natürlich den Bauträgern zu vermitteln. Und man bleibt als Leser und Benutzer am Ende tatsächlich

etwas ratlos zurück. Denn was für jene Zeiten, für die schriftliche Quellen fehlen, die einzige Möglichkeit darstellt, erweist sich für die an schriftlichen Dokumenten recht dichte frühe Neuzeit nicht wirklich als Königsweg, zumal man feststellen muss, dass der Kontakt zwischen der historischen und der archäologischen Forschung nicht wirklich gesucht wurde. Dabei ist zum Eisenwesen, aber auch zum Verkehrs- und Straßennetz von wirtschaftshistorischer Seite viel geforscht worden. Die Ergebnisse, die am Ende bleiben, hätten daher bedeutend größer sein können, wären die vielen schriftlichen Quellen und die dazu vorliegenden Publikationen besser genutzt worden.

Roman SANDGRUBER

Otmar HEINZ, Frühbarocke Orgeln in der Steiermark. Zur Genese eines süddeutsch-österreichischen Instrumententyps des 17. Jahrhunderts. Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, Bd. 53 herausgegeben von der Historischen Landeskommision für Steiermark. Wien – Berlin: LIT Verlag, 2012. 219 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und einer DVD.

In dieser Publikation wurde – das ist auf den ersten Blick zu erkennen – ein neuer, über die übliche Bestandsaufnahme historischer Orgeln weit hinausreichender Weg in der Organographie Österreichs beschritten. Mit großem Weitblick hat der Autor, befähigt durch eine umfassende Bildung (Orgelbau-Ausbildung, Studien der Kirchenmusik, Kunstgeschichte, Musikwissenschaften und Liturgiewissenschaft) und wissenschaftlich fundierte Methodenkompetenz, die Orgeln des Frühbarock in der Steiermark im 17. Jahrhundert als Teil der süddeutsch-österreichischen Orgelbaulandschaft eingehend untersucht und dadurch eine noch nie erreichte Datenfülle erschlossen. Ziel war die Entwicklung des Orgelbaustils unter verschiedenen Gesichtspunkten ausführlich darzustellen. Das Bundesland Steiermark – inklusive die damals dazugehörenden Regionen – bietet sich für diese Untersuchung mit seinem relativ großen Bestand von 45 erhaltenen Werken des 17. Jahrhunderts (S. 15) wie kein anderes Bundesland für diese Untersuchung an, auch wenn diese Instrumente im Lauf der Zeit in unterschiedlichem Ausmaß verändert wurden und nur mehr einen Bruchteil der seinerzeit gebauten Orgeln ausmachen. An der Universität Augsburg wurde diese Arbeit als Dissertation approbiert.

Nach einem einleitenden Überblick über den Forschungsstand und der Vorstellung seiner methodischen Arbeitsweise befasst sich der Autor kurz mit der historischen Situation, auf deren Grundlage sich die barocke Musik- und Orgelbaukultur entfalten konnte. Beim Studium der einschlägigen Literatur lässt er sich von fehlerhaften und irreführenden Aussagen nicht täuschen – eine Reihe

von falschen Datierungen und Zuschreibungen war zu klären – und ging mit dem erforderlichen kritischen Blick an die detaillierte Analyse der Orgeln heran. Erst im Lauf genauerer Untersuchungen an den einzelnen Instrumenten konnte manche Angabe revidiert werden.

Als Erstes widmet sich Heinz der instrumentenkundlichen Untersuchung und Beschreibung der Bauweise der einzelnen Orgeln. Dazu muss man, will man diese im Detail kennen lernen, die in der Innenseite des rückwärtigen Buchdeckels verborgene DVD einsehen. Diese ist ein wesentlicher Teil dieser Publikation, die man als 2. Band betrachten kann. Als wertvollen Teil des umfangreichen Forschungsergebnisses findet man hier einen ausführlichen Katalog der immer wieder zitierten Orgeln, eine in diesem Umfang in der Orgelforschung österreichischer Regionen noch nie gebotene, die vielen Details erfassende Beschreibung der einzelnen Instrumente. Dazu hat er vor Ort „umfassend untersucht, analysiert, vermessen, fotografiert und dokumentiert“ (S. 20). Disposition, Tastenumfang, Bauweise des Pfeifenwerks, Stimmtonhöhe und Temperierung, Trakturen, Windladen und Balganlage unterzog er einer sorgfältigen Analyse. Genauere Untersuchungen, die nur im Zug von Restaurierungen vorgenommen werden können, waren dem Autor aber nicht überall möglich. Mit gewisser Vorsicht bestimmte er auch deren Alter und berücksichtigte, dass manche Orgel ein Konglomerat von Teilen unterschiedlichen Alters darstellt. Der „Zahn der Zeit“ hat den Orgeln nicht nur durch Abnutzung und zerstörende Umwelteinflüsse zugesetzt, sondern auch durch den Wandel des Klangideals, weshalb so manche „Verbesserung“ den Originalzustand verändert hat. So kann er schließlich die altersspezifischen Einzelheiten ordnen und deren Entwicklungsgeschichte darstellen (S. 29–35). Eine „virtuose Pedaltechnik“ (S. 40), wie sie hier für das 17. Jahrhunderts konstatiert wird, lässt sich in der süddeutschen Orgelliteratur dieser Zeit allerdings nicht bestätigen.

Er betrachtet die Orgel aber auch mit dem Spürsinn und den offenen Augen eines Kunsthistorikers als Ausstattungsgegenstand und sakrales Gerät – der Ausdruck „Zeremonienmeisterin“ (S. 44) klingt wohl etwas abgehoben – und befasst sich daher ausführlich mit der äußeren Gestalt, mit den bemalten Flügeltüren, mit den Schleierbrettern und den verschiedenen kleineren dekorativen Elementen und deren stilistische Entwicklungen im Lauf der Zeit, was auch für die Datierung der Werke dienlich ist. Die Zusammenarbeit der Orgelbauer mit bestimmten Bildhauern, Altarbauern, Malern und anderen Kunsthandwerkern ist leider an keiner Orgel bezeugt. Die hier gebotene ausführliche Erfassung und Erörterung kunsthistorischer Aspekte und Dokumentation ist ein Novum bei der Erforschung der Orgelbaugeschichte und kann als Basis für weitere vergleichende Forschungen dienen. Die äußere Gestaltung der Orgeln hat ihren Grund auch in der liturgischen Funktion, die ab Anfang des 17. Jahrhunderts allmählich kon-

kreter formuliert wurde und den Platz im Kirchenraum bestimmte. Die Aufstellungsorte auf dem Lettner, im Presbyterium oder auf der Westempore bedingten auch die Größe der Instrumente. Dazu enthält die DVD auch eine umfassende Bilddokumentation, die hier in dem vom Autor gewünschten, fast unbegrenzten Umfang mit der detaillierten Erfassung der vielen Dekorationselemente aufgenommen werden konnte. Sie bietet Ergebnisse, deren Wiedergabe in einem gedruckten Buch zu einem unerschwinglichen Preis geführt hätte. Die mangelhafte Bildqualität ist damit zu entschuldigen, dass bei wissenschaftlichen Publikationen professionell hergestellte Fotos den Finanzierungsrahmen überschreiten würden. Weiters sind noch Ordner mit Abbildungen der Flügeltüren, der Registerzüge, mit Zeichnungen von Gesims- und Leistenprofilen und Tastenfrontendekor enthalten. Es wäre von Vorteil gewesen, den Inhalt der DVD im Inhaltsverzeichnis der Publikation anzuführen und im Text der Abhandlung konkret darauf zu verweisen.

Von einem großen Teil der Orgeln und Positive sind weder Schriftdokumente (Verträge, Rechnungen u. dgl.) noch Signierungen erhalten; ihre Erbauer und Erbauungsdaten sind nicht belegt. Hier versuchte der Autor Besonderheiten der Bauweise der Instrumente ausfindig zu machen und zu erfassen, um die Anonymität der Meister durch Notnamen wie „Kreuzraster-Meister“ oder „Doppelpfeifen-Meister“ ersetzen zu können. Nach eingehenden Vergleichen der detaillierten Beschreibungen wagte er bei einigen Instrumenten auch Zuweisungen an entsprechende Orgelbauer. Die Anonymität mancher Orgel wird vielleicht einmal im Lauf einer Restaurierung durch die Entdeckung einer verborgenen Signierung aufgelöst werden. Um ernsthaft von einem steirischen Regionalstil (S. 29) sprechen zu können, müsste man Vergleiche mit anderen Regionen anstellen und dazu eine größere Anzahl von weitgehend original erhaltenen Orgeln aus dieser Zeit oder zumindest in Schriftdokumenten überlieferte Dispositionen größerer Orgeln mit ausgeprägter Klangvielfalt heranziehen. Da in diesen Abhandlungen ein Großteil der steirischen Orgeln oft nur mit Ortsnamen und ohne weitere Angaben genannt werden, wäre ein Kurzinventar der erfassten Orgeln im Buch wünschenswert, ohne den PC während der Lektüre benutzen zu müssen.

Gelegentlich werden auch Werke des 16. Jahrhunderts erwähnt, da dieser Zeitraum als Vorstufe der Entwicklungen des 17. Jahrhunderts zu sehen ist und da in manchen Werken auch verwendbares Pfeifenmaterial aus dieser Zeit in neue Orgeln wieder eingebaut wurde. Den Eindruck einer „schlagartigen Ausbreitung der Orgel im 15. Jahrhundert“ (S. 43) erweckt nur die wachsende Anzahl nachgewiesener Instrumente, was in den vorhergehenden Jahrhunderten wesentlich seltener überliefert ist. Hier sei auf die beachtliche Kreativität, mit der für die mittelalterliche Liturgie neue ein- und mehrstimmige Gesänge für Kloster- und Stadtkirchen geschaffen wurden, hingewiesen. Dafür war nicht selten auch eine

Orgel erforderlich. Wenn hier lediglich die „Klöster als Zentren liturgischer Festkultur“ genannt werden (S. 41), muss auch auf die ab dem 14. Jahrhundert vermehrt in Erscheinung tretenden Stadtkirchen hingewiesen werden. Infolge ihres Repräsentationsbedürfnisses haben Grundherren, Stifter und Stadträte durch kostbare Ausstattung „ihrer“ Kirchen und durch Gottesdienst- und Gesangsstiftungen die musikalische Gestaltung der Liturgie bereichert.

Ein weiterer Abschnitt führt die in diesem Zeitraum in der Steiermark tätigen Orgelbauer mit biographischen Einzelheiten und einem Werkverzeichnis an. Neben allen einheimischen Werkstätten werden auch die aus benachbarten Regionen berufenen Meister und deren Werke angeführt.

Insgesamt muss man auch die Quantität dieser Forschungsarbeit, die durch hohen Zeitaufwand und viele Reisen mit oft mehrtägigen Aufenthalten an einem Ort zustande kommen konnte, würdigen. Der unzweifelhaft hohe Wert dieser wissenschaftlichen Arbeit reicht über die Steiermark hinaus, da sie für weitere Forschungen unverzichtbare Grundlagen bietet. Möge sie als Lehrstück für die Orgelforschung auch in anderen Regionen und Orgellandschaften dienen!

Karl MITTERSCHIFFTHALER

Reinhard SIEDER – Ernst LANGTHALER (Hg.), Globalgeschichte 1800–2010, Böhlau Verlag Wien, Köln, Weimar, 2010, 588 Seiten.

Große globalgeschichtliche Entwürfe und Überblicke sind eine große Herausforderung, wenn man Globalgeschichte nicht als bloßes Schlagwort oder gar als Etikettenschwindel gebrauchen will. Globalgeschichtliche Darstellungen und Zusammenhänge stellen überdurchschnittlich hohe Anforderungen, die als Resultat langer forschender Erfahrung entstehen: etwa Michael Mitterauers „Warum Europa?“ oder Eric Hobsbawms „Jahrhundert der Extreme“, um zwei Beispiele für ganz unterschiedliche Zeiträume und aus ganz unterschiedlichen ideologischen Blickwinkeln anzuführen. Die von Reinhard Sieder und Ernst Langthaler herausgegebene „Globalgeschichte 1800–2010“ ist das Gegenteil davon: ein Sammelband, der vorwiegend von Autoren geschrieben ist, die sich kurz nach dem Studium ihre ersten Spuren zu verdienen versuchen und sich an so großen Themen wie „Demographie“, „Arbeitsverhältnisse“, „Geschlechterpolitik“ oder „Jugendkulturen“ im globalen Vergleich heranwagen und, man muss sagen, daran scheitern müssen. Da hilft es auch nichts, dass die beiden Herausgeber Reinhard Sieder und Ernst Langthaler aus ihrer langen forschenden Erfahrung hervorragende Überblicke der Familiengeschichte in Lateinamerika, China und Europa und der Landwirtschaft vor und in der Globalisierung liefern.

Andrea Komlosy versucht die „weltumspannende Kombination und ungleiche Entwicklung der Arbeitsverhältnisse“ mit der Textilindustrie des Waldviertels, des Libanons und des indischen Gujarat um 1880 und 2005 zu erklären, was weder die „weltumspannenden Arbeitsverhältnisse“ noch deren ungleiche Entwicklung erklärt. Für die globalen Probleme der demographischen Entwicklung (Albert F. Reiterer) wird man durch eine beispielhafte Darstellung von Schweden und Frankreich nicht wirklich klüger. Für eine globale Frauengeschichte (Maria Mesner) genügt sicherlich nicht ein Vergleich Österreich–USA. Und für das Verständnis von 200 Jahre Globalgeschichte der Jugend (Rosa Reitsamer) ist die „Jugend im Nationalsozialismus“ mit nahezu einem Viertel des verfügbaren Platzes zweifellos übergewichtet. Selbst wo renommierte Autoren wie Gerd Hardach zu Wachstum und Struktur der internationalen Wirtschaft schreiben, machen sie es lustlos: ein paar eher problematische aggregierte Volkseinkommensdaten von Angus Maddison, dazu ein paar Jahreszahlen aus dem Ploetz, etwa Beginn des Zweiten Weltkriegs, Angriff auf Pearl Harbour etc. Diese „Globalgeschichte“ kann man weder als Lektüre für Interessierte noch als Grundlage für Studierende, und schon gar nicht als Anleitung, wie Globalgeschichte betrieben werden soll, wirklich empfehlen.

Roman SANDGRUBER

Felix BUTSCHEK, Österreichische Wirtschaftsgeschichte. Von der Antike bis zur Gegenwart, Böhlau Verlag Wien Köln Weimar, 2011, 616 Seiten.

Felix Butschek ist ein unermüdlicher Streiter und Arbeiter für die österreichische Wirtschaftsgeschichte, was das 20. Jahrhundert und die neueste Zeit betrifft. Als langjähriger stellvertretender Direktor des Österreichischen Instituts für Wirtschaftsforschung ist er dazu auch bestens prädestiniert. Er hat die vergangenen fünfzig Jahre österreichischer Wirtschaftsgeschichte sozusagen forschersich mitbegleitet. Sein Gesamtüberblick der österreichischen Wirtschaftsgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart ist unter diesem Gesichtspunkt zu sehen. Die Stoffverteilung innerhalb der mehr als 600 Seiten ist so gestaltet, dass fast zwei Drittel der Darstellung der Zeit nach 1945 gewidmet sind: Für die Bronzezeit ein Absatz, für die Römerzeit eine Seite, von der Völkerwanderung bis zur frühen Neuzeit 20 Seiten, für die Ära Schüssel fast 30 Seiten. Man kann diese Aufteilung kritisieren. Man kann aber auch dafür dankbar sein: denn die Expertise, die Butschek aus seiner langjährigen wissenschaftlichen Erfahrung als Wirtschaftsforscher einbringen kann, liegt vor allem in der neuesten und jüngsten Wirtschaftsgeschichte des Landes, die nachzulesen man in keinem anderen Werk Gelegenheit hat.

Inhaltlich ist Butschek sehr stark den Fragestellungen der Wirtschaftsforschung verhaftet. Butscheks Erkenntnisziel und Erkenntnisinteresse sind die Wachstumsgesellschaft und das Wirtschaftswachstum. Als theoretisches Grundgerüst dient ihm die Institutionenökonomie. Was fehlt, sind verteilungstheoretische und verteilungshistorische Fragestellungen. Angesichts eines sich immer mehr abschwächenden wirtschaftlichen Wachstums in allen europäischen Ländern und auch in Österreich werden solche Fragen aber auch in der Geschichtsforschung wieder mehr an Bedeutung gewinnen. Butscheks abschließender Satz, es erscheine „die vorsichtige Aussage plausibel, dass sich das längerfristige Wachstum der österreichischen Wirtschaft im westeuropäischen Durchschnitt bewegen wird – was angesichts ihrer heutigen Position nicht die schlechteste Zukunftserwartung darstellt“ (S. 529), zeugt von einigem, durchaus berechtigtem Pessimismus, der gleichzeitig auch nach neuen Fragestellungen für die Wirtschaftsgeschichtsschreibung schreit.

Roman SANDGRUBER

Ernst HANISCH, *Der große Illusionist. Otto Bauer (1881–1938)*, Böhlau Verlag Wien Köln Weimar, 2011, 478 Seiten.

Ernst Hanisch, der große Doyen der österreichischen Zeitgeschichte, hat eine Otto Bauer-Biographie verfasst, die wenig zu wünschen übrig lässt. Hanisch erklärt in einer kurzen Einleitung seine methodischen Vorgaben. Im ersten Teil des Bandes analysiert er Bauers privaten und politischen Werdegang, den er mit „Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte“ überschreibt. Der zweite Teil heißt „Leidenschaft der Politik“ und behandelt Bauers zentrale Rolle zwischen 1918 und 1934. Der dritte Teil „Die Bitternis der Niederlage und des Exils“ führt von den Aktivitäten im Exil in der Tschechoslowakei bis zu seinem Tod 1938 in Paris. Der vierte Teil umschreibt das „ambivalente Erbe“: die selektive Erinnerungspolitik und die unterschiedliche Otto Bauer-Rezeption.

Otto Bauer hat eine Unmenge an politischen und theoretischen Schriften hinterlassen, hingegen wenig Persönliches. 9000 Seiten umfasst die fünfbandige Werksausgabe. Der Mensch Otto Bauer hingegen bleibt ein Geheimnis. Das ist eine beinahe unlösbare Herausforderung für Biographen. Ernst Hanisch meistert sie großartig. Er versteht es, faszinierend zu schreiben und seine Geschichte so zu erzählen, dass man sie nicht nur gerne liest, sondern man gleichzeitig auch Hintergründe und neue, oft überraschende Einsichten erfährt. Die scharfe wissenschaftliche Analyse und die tief reichende Quellenkenntnis sind an jeder Stelle des Textes spürbar. Die Aussagen sind durch einen umfassenden Anmerkungsapparat abgedeckt. Die nach allen Seiten kritische Meinung, für die Ernst

Hanisch bekannt ist, sorgt dafür, dass nicht eine Hagiographie entsteht und dass auch die Widersprüchlichkeiten und Fehlentscheidungen dargestellt werden, die Bauers Lebenslauf ebenso begleiten wie seine in den fünf Bänden seiner gesammelten Werke aufbereitete große intellektuelle Leistung, die aber gleichzeitig auch den Grund für Bauers zutiefst gespaltenes Wirken legt. In der Theorie bleibt Bauer ein Gefangener des Marxschen Determinismus und des Glaubens an einen zwangsläufigen Weg zum Sozialismus. Das ist auch der Hintergrund des Titels „Der große Illusionist“. In der politischen Realität war er zu ganz anderen Handlungsweisen gezwungen, was in eine ganze Reihe verhängnisvoller politischer Fehlentscheidungen mündete. De facto war er zu Kompromissen geneigt, die ihm allerdings mit Blick auf seine theoretischen Positionen auf Seiten seiner politischen Gegner nicht geglaubt wurden. Am Ende ist man vom großen Illusionisten ziemlich desillusioniert.

Hanisch zeichnet die Familiengeschichte mit großer Einfühlsamkeit. Otto Bauers Lebensgeschichte entspricht der vieler jüdischer Intellektueller der späten Habsburgermonarchie: aus reichem Haus, hoch gebildet, Schriftsteller und Volksbildner, Reserveoffizier und Kriegsgefangener, Vordenker und Theoretiker, politischer, und zuletzt ganz kurz, bis zum Tod in Paris, auch noch jüdischer Emigrant.

Dass Hanisch Otto Bauers wissenschaftliche und programmatische Leistungen sachgerecht darstellt, ist selbstverständlich, entspricht dies doch dem Schwerpunkt von Hanischs lebenslanger Forschungstätigkeit. Doch manchmal übertreibt Hanisch. Etwa wenn er das als Grundlage für das Agrarprogramm der SDAP verfasste Gelegenheitswerk „Der Kampf um Wald und Weide“ als „sozialgeschichtliches Meisterwerk“ klassifiziert. Den Praxistest für dieses sozialdemokratische Agrarprogramm mit angeblichem Schutz der Kleinbauern bei gleichzeitiger Verstaatlichung des Großgrundbesitzes und der großen Forste gab es nur in den kommunistischen Ländern. Und dort fiel er verheerend aus. Als Sozialgeschichte viel eindringlicher und auch beständiger ist Otto Bauers „Österreichische Revolution“, seine Geschichte der Entstehung der Republik Österreich. Das hat er unmittelbar miterlebt. Hier wird seine Kompetenz und Analytik schlagend.

In sich gespalten wie Otto Bauer ist auch Hanisch als sein Biograph: gespalten zwischen Bewunderung und Kritik, in der Einschätzung als messerscharfen Analytisten und gleichzeitig großen Illusionisten. Diese Widersprüche vermittelt Hanisch überzeugend. So ist eine großartige Biographie entstanden, die gerade deswegen, weil sie demaskiert, auch Irritationen auf allen Seiten hervorrufen muss. Was allerdings der Verlag mit den Anmerkungen zur Einleitung gemacht hat, die leider im Anmerkungsteil nicht zu finden sind, bleibt eines der vielen Rätsel um Otto Bauer, das allerdings leicht zu enträtseln und nachzutragen sein müsste.

Roman SANDGRUBER

Franz Xaver ROHRHOFER, Heinrich Gleißner. Lehrjahre eines „Landesvaters“. Oberösterreich 1918–1938, hg. Vom Oberösterreichischen Landesarchiv. Linz 2012, 448 Seiten.

Franz X. Rohrhofer ist ein unerhört fleißiger Autor. Seit seiner Pensionierung als Chefredakteur der Tageszeitung Neues Volksblatt im Jahr 2004 hat er insgesamt 17 Bücher veröffentlicht. Nunmehr ist Heinrich Gleißners Frühzeit an der Reihe. Allerdings ist Gleißner, die zentrale Persönlichkeit der oberösterreichischen Landesgeschichte des 20. Jahrhunderts, eine größere Herausforderung als die „Linzer Stadtteilgeschichten“ oder die „68er In Oberösterreich“ oder eine Ortsgeschichte von St. Wolfgang. Eine Biographie von Heinrich Gleißner ist nicht leicht. Er hat kaum eigenes Schriftliches und keinen Nachlass hervorgebracht, oder es steckt noch, wie Walter Schuster mit Berufung auf einen Linzer Bürgermeister vermutet (Entnazifizierung im regionalen Vergleich, Linz 2004, 183), in den Tresoren der ÖVP. Bekannt ist Gleißner vor allem durch seine Reden, deren Manuskripte allerdings selten erhalten sind und von denen man nicht weiß, was er davon tatsächlich gesprochen hat. Über eine derartige Persönlichkeit eine Biographie zu schreiben, erfordert daher überproportional viel Rechercheaufwand. Franz Rohrhofer schreibt einen flüssigen Text mit vielen farbigen Details. Er erzählt in journalistischer Art, so wie er es von der Zeitung und dem Rundfunk gewohnt ist, ohne viel Systematik, mit Betonung von Einzelfällen und Einzelergebnissen, ohne Rücksicht auf deren Repräsentativität, ohne Rücksicht auf die chronologische Abfolge, so dass bisweilen auch den Faden verliert.

Rohrhofers Buch hat 448 Seiten, hat einen umfangreichen Anmerkungsapparat und bringt die Lebensgeschichte des Heinrich Gleißner vom „Bauernbuben“, „Vorzugsschüler“ und „katholischen Gymnasiasten“ bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, seine Zeit im KZ und seine Kriegsjahre in Berlin. Scheinbar wird nichts ausgelassen: seine Tätigkeit als Staatssekretär, als Frontführer „ohne demokratische Vergangenheit“, so ein Zwischentitel, sein Umgang mit den „Anderen“, die „menschliche Seite eines Politikers“, unter diesem Obertitel auch das Kapitel „Gleißner und die Juden“, bis hin zu seiner Rolle in Berlin, seiner Tätigkeit in einem von der SS geführten Betrieb, sein Verhältnis zu Himmler und Kaltenbrunner, seine Kontakte zum Widerstand und auch sein Beitritt zur NSDAP.

Bei genauerer Lektüre entdeckt man aber große Leerstellen. So kommt der nationalsozialistische Putschversuch vom 25. Juli 1934, wohl das zentralste Ereignis in der Zeit Gleißners als Landeshauptmann, in dem Band praktisch nicht vor. Die Ermordung des Bundeskanzlers Engelbert Dollfuß wird nur beiläufig erwähnt, anlässlich eines Beileidstelegramms, das Gleißner an die Witwe schickte, in einem Kapitel, betitelt: „Telegramm an die Witwe“. Vom Putschversuch selber

erfährt man nur, dass Gleißner am 9. August 1934 Verwundete der Exekutive im Krankenhaus Kirchdorf besuchte und ihnen Zigaretten spendete.

Wo war Gleißner? Ist es nur die mangelhafte Recherche Rohrhofers, die den Putschversuch völlig übersieht, wurden alle Dokumente vernichtet, oder war der Putsch für Gleißner, immerhin Landeshauptmann in Oberösterreich, nicht existent, hat er sich, der ja von Rohrhofer als Verbindungsmann des Ständestaats-Systems zum rechten Flügel beschrieben wird, in Deckung gehalten etc.?

Ähnlich ergeht es einem mit den Ereignissen um den 12. Februar 1934. Zwischen dem 10. Februar und dem 16. Februar hört man von Gleißner in Rohrhofers Darstellung nichts außer, dass er in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar nach Einlauf günstiger Meldungen von den Gefechtsplätzen alle Außenposten besucht habe. Analysen und neue Recherchen zum Bürgerkrieg und zu dessen standgerichtlichen und politischen Nachspielen wären in einem Buch, das sich um Gleißner dreht, zweifellos unabdingbar.

Und auch zu den Ereignissen um den 11. März 1938 sind es die Äußerlichkeiten, die berichtet werden. Gleißners Rolle bleibt unklar, etwa was das von Kaltenbrunner behauptete und von Gleißner bestrittene Zusammentreffen der beiden am 5. März 1938 im Pöstlingbergschlössl betrifft. Rohrhofer zitiert Gleißner, der auf den Vorhalt damals antwortete, er habe mit Kaltenbrunner gar nicht zusammentreffen können, denn „vor 1938, als ich in Österreich politisch tätig war, war Kaltenbrunner in Haft.“ Die Antwort Gleißners kann nicht stimmen, weil Kaltenbrunner bereits seit 1936 wieder in Freiheit war. Rohrhofer zieht sich ohne weitere Recherchen auf die einfache Position zurück, dass „die Wahrheit in der Mitte liege“.

Zum Schicksal Gleißners im Dritten Reich, immerhin fast ein Drittel des Seitenumfangs, wird auf eigenständige Recherchen in den Berliner Archiven zur Gänze verzichtet, obwohl Gleißner fast die gesamte Zeit zwischen 1938 und 1945 in Deutschland, insbesondere in Berlin, verbrachte. Eine Antwort zu den vielen offenen Fragen aus dieser Zeit unterbleibt somit.

Rohrhofer vermittelt auf diese Weise, ob gewollt oder ungewollt, von Gleißner den Eindruck eines oberflächlichen und leichtfertigen Politikers, der in den entscheidenden Momenten der oberösterreichischen Landesgeschichte (Bürgerkrieg, Juliputsch, Anschluss) abgetaucht war. Es geht ihm, wie ein ganzes Kapitel heißt, um die menschliche Seite des Politikers, im Umgang mit Sozialdemokraten, Arbeitern, Juden etc. Dazu werden zahlreiche Einzelheiten aufgeboten, die Gleißner allzu leicht als leichtgewichtigen Politiker erscheinen lassen, etwa bei der Eröffnung der Glocknerstraße, wo Gleißner „am Rande des Geschehens galant mit einem bezwingenden Lächeln mit den Töchtern des Landeshauptmanns Rehr, ‚schatzte‘“, so Rohrhofer.

Insgesamt erinnert der Text deutlich an den Zeitungsstil, erweist sich aber in seiner Mischkulanz aus chronologischer und thematischer Anordnung mit vielen Zeitsprüngen und ebenso vielen Wiederholungen und retardierenden Elementen als extrem verwirrend und schlussendlich auch mühsam zu lesen. Die Auswahl der Quellen wirkt sehr zufällig. Einzelfälle, die die „menschliche Seite“ zeigen sollen, belegen in der Regel recht wenig. Man kann schwer beurteilen, ob es tatsächlich zu wichtigen Fragen keine authentischen Quellen gibt oder ob sie einfach nicht angeschaut wurden.

Peinlich ist die apologetisch-triviale Zusammenfassung („Eine Bilanz“): „Er war anpassungsfähig und flexibel, blieb aber den Grundsätzen seiner Jugend treu, ohne fanatisch zu werden.“ (389) Und weiter: „Er war stets loyal zu seinen Gesinnungsfreunden.“ Da denkt man unwillkürlich an seinen Partei- und CV-Freund Schlegel, dessen schwerer Konflikt mit Gleißner bis hin zum Entzug des Du-Worts in dem Buch auf über 10 Seiten geschildert wird. Auf Sätze wie die folgenden könnte man besser verzichten: „Er hatte durchaus klare Feindbilder für sich und seine Mitmenschen, die Nationalsozialisten im Deutschen Reich und die antiklerikalen, unchristlichen Sozialisten in Österreich. Diese Feinde grenzte er aus, gegen sie konnte er aus seiner Überzeugung heraus intolerant sein und zu Kampf und Gewalt aufrufen. Im Einzelfall und bei persönlichen Schicksalen zeigte er sich jedoch um menschliche Lösungen bemüht“ (390), zumal nicht klar ist, warum nur die „Nationalsozialisten im Deutschen Reich“, jene in Österreich vielleicht nicht. Rohrhofers merkwürdiges Fazit: „Der Mensch Heinrich Gleißner hat sich 1945 nicht geändert“ (390), steht im Widerspruch zu allem, was sonst auch von Rohrhofer gesagt wird, dass der Nationalsozialismus nämlich bei Gleißner einen großen Umdenkprozess eingeleitet habe. Dann kommt der merkwürdige abschließende Satz: „Heinrich Gleißner scheute sich nicht, in seinen Reden nach 1945 von Moral und neuer Geisteshaltung öffentlich zu reden und sie zur Maxime politischen Handelns zu erklären.“ (S. 391) Als wäre das nicht selbstverständlich.

Roman SANDGRUBER

Petrus BAYER, Geschichte der Pfarre St. Oswald bei Haslach, Rohrbach 2011. 373 Seiten

St. Oswald ist eine kleine Gemeinde am Abhang des Böhmerwalds, die die langen Jahre am Eisernen Vorhang bis heute nicht überwunden hat. Einst war der kleine Ort zwar Zentrum einer Großpfarre, aus der sich das heute viel bedeutendere Haslach heraus emanzipiert hat. Heute aber ist die Gemeinde Abwanderungsgebiet. Man würde also nicht viel mehr erwarten als eine der vielen mehr

oder weniger gründlichen Ortsgeschichten. Doch was Petrus Bayer mit seiner Geschichte der Pfarre St. Oswald vorgelegt hat, geht weit über das übliche Maß einer Heimatgeschichte hinaus. Er hat eine Geschichte dieser Pfarre verfasst, die nicht nur durch ihre Gründlichkeit und ihren zeitlich Weitblick von den Anfängen im Hochmittelalter bis zu den neuesten Entwicklungen bemerkenswert ist, sondern durch die methodischen Wege und inhaltlichen Ergebnisse auch für Leser interessant ist, die keine Ahnung haben, wo St. Oswald liegt oder es von den vielen anderen St. Oswald nicht auseinander halten können. Petrus Bayer schreibt als Seelsorger dieser kleinen Pfarre. Im Vordergrund steht daher die Pfarrgeschichte. Schon das bringt ein Alleinstellungsmerkmal. Denn Pfarrgeschichten gibt es im Unterschied zu Ortsgeschichten nur wenige. Aber es ist viel mehr als eine Pfarrgeschichte. Es ist eine Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte im Kleinen, die das Große so ansprechend erklärt, dass man nicht zu lesen aufhören möchte.

Es ist eine faszinierende Reise durch die Geschichte, die Petrus Bayer abrollen lässt, voll auf der Höhe der methodischen Standards der Geschichtswissenschaft, die er auf das kleine St. Oswald anwendet: Rodung und Besiedlung, Pfarrpfünde und Vogtei, Reformation und Gegenreformation, barocke Frömmigkeit, Aufklärung, Grundentlastung, Schule und kirchliches Leben, St. Oswald im Ersten und im Zweiten Weltkrieg, die Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungsbewegung, die Religiosität der Bevölkerung und das Leben der Pfarrinhaber, von den streitbaren Pfarrern der Reformationszeit bis zum „letzten Pfarrerbauern“ Johannes Felhofer, der von 1954 bis 1961 die Pfarre und gleichzeitig noch die Landwirtschaft betreute. Er behandelt die Liturgiereform ebenso wie die Ortsentwicklung am Eisernen Vorhang.

Statistische Darstellungen zur Bevölkerungsentwicklung, zu Geburten und Sterbefällen von 1625 bzw. 1633 weg, auch Geburten- und Sterbeziffern und Tabellen über das Sterbealter ergänzen ebenso wie ein Häuserbuch das gründliche Werk, das wirklich nicht nur für die Bewohner von St. Oswald und Umgebung von Interesse ist, sondern ganz generell jedem sozialgeschichtlich oder heimatkundlich Interessierten empfohlen werden kann.

Roman SANDGRUBER

Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs Bd. 22, Linz 2011. € 24,-
(ISBN 978-3-902801-03-6)

Der im Jahr 2011 erschienene 22. Band der Mitteilungen des OÖLA hat sich verstärkt mittelalterlicher Themen angenommen, worunter auch das oft vernachlässigte Spätmittelalter vertreten ist.

In mehrfacher Hinsicht besonders erfreulich ist als Hauptbeitrag (S. 5–172) die Edition der Urkunden des Klosters Waldhausen bis 1332 durch Klaus BIRNGRUBER. Einerseits leistete der Autor damit früher als erhofft einen ersten wesentlichen Beitrag zur Erneuerung und Ergänzung des Urkundenbuches des Landes ob der Enns, dessen erste Bände einer gründlichen Neubearbeitung bedürfen. Dabei bewährt sich auch diesbezüglich die für die Weiterführung des Urkundenbuches vereinbarte Vorgangsweise nach dem Fondsprinzip, da man nur so zu schnelleren und fundierteren Ergebnissen kommt. Andererseits bearbeitete Birngruber den Urkundenbestand von 1147 bis 1332 in bester österreichischer geschichtswissenschaftlicher Tradition nach den Regeln des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung an der Universität Wien. Der einleitende Kommentarteil gliedert die 82 Urkunden (44 Originale, 38 Abschriften) nach Ausstellern, zeigt graphisch den Mengenanstieg im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts, also in der Zeit, in der schon die deutschsprachigen Urkunden überwiegen. Von den 44 Originalen werden hier fünf überhaupt erstmals gedruckt, von den Abschriften sogar elf Stück. Auch eine als Anhang edierte Originalurkunde des Propstes Friedrich von Waldhausen vom Jahre 1277 aus dem Stiftsarchiv Klosterneuburg findet hier ebenfalls ihre erste Veröffentlichung. Auf die kopiale Überlieferung geht der Autor noch näher ein, indem er die in zwei Kopialbüchern oder als verschiedene Inserte erhaltenen Texte miteinander kritisch vergleicht, um daraus Rückschlüsse auf die Qualität dieser Quellen zu gewinnen. Ein Namen- und Ortsregister erschließen alle edierten Urkunden, ein ausführliches Literatur- und Quellenverzeichnis löst die Kurzzitate im Text auf.

Gemeinsam mit Wolfgang SAUBER berichtet Klaus BIRNGRUBER in einem weiteren Aufsatz über den Stand der Erschließung des Schlossarchivs Sprinzenstein, Besitz der Familie Spannocchi im oberen Mühlviertel. Das ursprünglich nach Sachgruppen geordnete Familienarchiv wurde Ende des 19. Jahrhunderts vom k. u. k. Oberst Ernst von Sprinzenstein, Genealoge und Historiker, nach familiengeschichtlichen Gesichtspunkten umgeordnet und bildete als solches die Grundlage für die 24-bändige Handschrift seiner mit Zeichnungen und Fotografien illustrierten Familiengeschichte. Darüber hinaus fasste er weitere Themen in Faszikeln zusammen. Dazu zählt das Schriftgut jener Herrschaften, Güter und Häuser, die zur Zeit der Neuordnung nicht mehr der Familie gehörten, Quellen die verschiedenen Adelsfamilien zugeordnet wurden, aber auch die im Anhang als Regesten gedruckten „Ältesten Urkunden“ des 14. und 15. Jahrhunderts.

Elisabeth GRUBER beschäftigt sich mit der spätmittelalterlichen Verwaltungspraxis in der landesfürstlichen Stadt Freistadt. Dabei bildet der umfangreiche Quellenbestand des 15. Jahrhunderts eine entsprechende Basis mit mehr als 800 Urkunden und einer großen Zahl von Stadtrechnungen. Dieser gewaltige Schrifteinsatz führte nicht nur zu einer explodierenden Aktenvermehrung, son-

dern auch zu einer grundsätzlichen Strukturänderung der verwaltungstechnischen Kommunikation. Voraussetzung für diesen Bürokratisierungsschub war die Erweiterung der Schreibausbildung vom Klerus auf Laien sowie die Verwendung der Landessprache statt des Latein. Die Verschriftlichung bot die Möglichkeit der Sicherung der Rechte und Normen für die Stadt und die Bürgerschaft.

Die Urkunden, besonders jene, die Liegenschaftstransaktionen betreffen, enthalten eine Vielzahl prosopographischer Daten wie Verwandtschafts- und Besitzverhältnisse, Klassifikation und Lagebeschreibung von Häusern und Grundstücken, Berufe und Ämter etc. Die derzeitige Einteilung in 10 Sachgruppen geht auf eine Archivordnung des 18. Jahrhunderts zurück, die inhaltliche und formale Kriterien mischt.

Die städtischen Rechnungen, die Einblick in das Finanzwesen des Spätmittelalters gewähren und bei einer gewissen Geschlossenheit auch Prozesse und Veränderungen erkennen lassen, sind aus dem Bedürfnis der Kontrolle und Überprüfung der Amtsträger entstanden und dienten vorerst weder der Haushaltsplanung noch anderen finanzpolitischen Zwecken. Dieses meist nüchterne und spröde Quellenmaterial ist zwar schwierig zu bearbeiten, ermöglicht aber über die Darstellung der Finanzgebarung hinaus vertiefte Einblicke in den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Alltag der spätmittelalterlichen Städte.

Elisabeth GRUBER, Martin HALTRICH und Maria STIEGLECKER zeigen am Beispiel der spätmittelalterlichen Archiv-Handschriften des Stadtarchivs Freistadt Möglichkeiten kodikologischer Analyse des Verwaltungsschriftguts.

Martin HALTRICH und der Lambacher Stiftsarchivar Christoph STÖTTINGER stellen anhand inhaltlicher wie formaler Kriterien die Datierung des ältesten Lambacher Urbars, das Konrad Schiffmann in seiner Edition der mittelalterlichen Stiftsurbare des Erzherzogtums Österreich ob der Enns – die aus vier (nicht aus drei) Bänden besteht – in das im Urbar zweimal aufscheinende Jahr 1414 setzt, in Frage. Denn auf dem ersten Blatt des Urbars findet sich dieses Jahr außerhalb des Schriftspiegels über der ersten Zeile mit dem Zusatz *n(un)c 1414*, was die Autoren zu Recht „verdächtig“ finden. Allerdings erscheint die gleiche Jahreszahl nochmals auf fol. 20^r, allerdings am Ende einer Überschrift in „unverdächtigem“ Kontext. Da auch die Datierung der kalligraphischen Schrift nicht genauer als „ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts“ angegeben werden kann und eine eingehende inhaltliche Analyse des Urbars noch zu leisten bleibt, ist die verlockende zeitliche Vorverlegung ins 14. Jahrhundert, wo in Urkunden von 1396 und 1400 ein (verlorenes ?) Lambacher Urbar genannt wird, nach derzeitigem Stand des Wissens nicht möglich. Hier sind noch weitere Prüfungen nötig, um die offensichtlich problematische Datierung 1414 zu klären.

Michael KURZ greift die Vertreibung der Evangelischen von 1734 bis 1737 nach Siebenbürgen, die das Salzkammergut betroffen hat, auf und skizziert die

Vorgeschichte, den Verlauf und die Auswirkungen sowohl auf das Salzkammergut als auch auf Siebenbürgen. Dabei führt er erstmals die unabhängig voneinander 1979 bzw. 1980 erschienen, und infolge ihrer unterschiedlichen Quellenbasis nicht immer deckungsgleichen Arbeiten von R. Weiß und E. Buchinger zusammen und verarbeitet neben den 2002 von L. Popa vorgelegten Urkunden des Hermannstädter Staatsarchivs wichtige neue Quellen aus dem Ordinariatsarchiv Passau und dem OÖLA Linz. Seiner Bilanz nach war diese Transmigration aus der Sicht Kaiser Karl VI. ein Fehlschlag. Es wurde weder eine religiöse „Säuberung“ noch eine dauerhafte Linderung des Bevölkerungsdruckes im Salzkammergut erreicht. Nur das dritte Ziel des Kaisers, die Kolonialisierung Siebenbürgens, ist gelungen. Dass die Lutheraner neben der freien Religionsausübung auch den sozialen Aufstieg vom Lohnarbeiter zum freien Bauern erreichten, sprach sich herum und ließ auch andere Protestanten nach Siebenbürgen nachfolgen.

Rudolf Wolfgang Schmidt setzt seine Überlegungen zu den Notizen aus dem ältesten Teil des Ranshofener Traditionskodex (siehe 21. Band der Mitteilungen des OÖLA S. 106–142) mit Problemerkörterungen zur Chronologie und Genealogie in den jüngeren Abschnitten fort. Da das Original der Handschrift seit der Aufhebung des Chorherrenstiftes (1811) verschollen ist, lassen sich nur einzelne Fragen klären. Der Traditionskodex wurde in mehreren Etappen von verschiedenen Schreibern angefertigt. Neben den eigentlichen Traditionsnotizen und einem Kalendarium mit Aufzeichnungen der Sterbemonate von Chorberrn und Chorfrauen des Klosters enthält er auch mehrere Urkunden. Die zunächst selbstständigen Lagen wurden nachträglich ohne Rücksicht auf die Chronologie ihrer Inhalte zu einem Kodex zusammengefügt und foliiert. Mit diesen Ergebnissen konnte der Autor zur weiteren Klärung der Probleme um den Ranshofener Traditionskodex beitragen.

Cornelia SULZBACHER stellt Dr. Adolf Eigl, den weitgehend vergessenen ersten Landeshauptmann von Oberösterreich nach dem zweiten Weltkrieg vor. Er ist als solcher nicht gewählt worden, sondern wurde im Mai 1945 von der amerikanischen Militärregierung aufgrund seiner besonderen Fachkenntnisse als Verwaltungsbeamter an der Spitze einer Beamtenregierung bestellt.

Einen zwar unbedeutenden, den Rezensenten aber doch störenden Mangel bildet die Reihung der Einzelarbeiten nach dem Alphabet der Autorennamen, obwohl schon alleine die Doppel- und Dreifachautoren dieses Ordnungsprinzip ad absurdum führen. Hier wäre eine chronologisch-thematische Anordnung sinnvoller gewesen. Die Arbeiten selbst zeigen insgesamt hohe Qualität und Aktualität und bieten verschiedenartigste Information. Besonders erfreulich ist die Urkundenedition Waldhausen, eine Grundlagenarbeit, die das Urkundenbuch des Landes ob der Enns ergänzt und verbessert.

Walter ASPERNIG

Hans KRAWARIK, Von der Bergbauernregion zur Tourismuslandschaft. Das Fallbeispiel Stoder. Austria: Forschung und Wissenschaft Geschichte, Band 8, LIT Verlag Wien, o. J., € 24,90 – 224 S., zahlr. S./w. und Farb-Abb., Karten und Diagramme.

Hans Krawarik, als Historiker in Oberösterreich gut bekannt, hat, was wenige wissen, an der Universität Wien auch Geographie studiert. Dies und seine von Kindheit an bestehende persönliche Beziehung und besondere Kenntnis der Region Stoder – sein Vater war nach dem letzten Weltkrieg Tierarzt in Vordersoder und Krawariks Familie blieb bis heute mit diesem Ort verbunden – heben dieses Buch über eine wissenschaftliche Studie zur Geschichte des Tourismus des Stodertals hinaus. Allein die sorgsam gewählte Illustration, die zusammen mit etlichen (thematischen) Karten, Diagrammen und Statistiken das Erläuterte untermauert und veranschaulicht, zeigt dies deutlich, wenn auch der Verlag eine bessere Reproduktion auf geeigneterem Papier veranlassen hätte sollen.

Anschaulich beschreibt Krawarik das Entstehen der Siedlungslandschaft des „Stoder“ – der altslawische Name, erstmals 1242 als Landschaftsbezeichnung überliefert, bedeutet soviel wie „steiniger Boden“ – eine gut abgrenzbare aber doch interessant binnendifferenzierte Raumeinheit. Eine dauerhafte Siedlung der „Alpenslawen“ ist anhand der wenigen topografischen Slawennamen kaum nachweisbar. Die hochmittelalterliche Besiedlung des Gebiets scheint vom Windischgarstener Raum her erfolgt zu sein, wobei höher gelegene Kuppen (bis 1100 m Seehöhe) und sanftere Hänge sowohl klimatisch (nebelfrei, daher wärmer und trockener) als auch bodenmäßig (Braunlehme) gegenüber den Talniederungen vorerst den Vorzug erhielten. In der frühen Neuzeit wandelte sich die Siedlungslandschaft. Kleinbauern und Handwerker errichteten ihre Sölden und Kleinhäuser, was zu einer deutlichen Siedlungsverdichtung führte.

Eine der Folgen des Revolutionsjahres 1848 war die Schaffung der politischen Gemeinden Vorder- und Hinterstoder, die erst ihre Strukturen einrichten mussten. Die Angelobungen der ersten Bürgermeister fanden noch in der jeweiligen Kirche statt. Die Aufhebung der Grundherrschaft brachte den Bauern zwar die Freiheit von den bisherigen obrigkeitlichen Instanzen, gleichzeitig aber auch viele durch Verschuldung infolge der auferlegten Ablösezahlungen an den Rand des wirtschaftlichen Ruins. Eine Welle von Almverkäufen setzte ein. Neue Gewerbetreibende ließen sich nieder. Die Industrie drang infolge des verzögerten Bahnausbaus erst mit Verspätung in die inneralpinen Täler und Becken vor. Die sich allmählich entwickelnden dezentralen Tourismusstrukturen blieben vorerst noch wertschöpfungsschwach.

Die beiden Weltkriege und die Weltwirtschaftskrise verzögerten die Entwicklung des Tourismus noch weiter. Erst in der Zeit von 1955 – 1980 erfolgte der

Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft. Die bis dahin auf zwei Sommermonate beschränkte Fremdenverkehrssaison wurde durch den Bau des Höss-Doppelsesselliftes verlängert und damit eine zweite Saison im Winter ermöglicht. Die Gästezahlen stiegen rasch an, die Werbung und Gästebetreuung wurden intensiviert. Das Schrumpfen der Landwirtschaft, Abwanderung und Bodenspekulation waren Begleiter.

In den beiden letzten Kapiteln schreibt Krawarik die Tourismusgeschichte der letzten Jahrzehnte, wobei er über die von verschiedenen universitären Disziplinen erarbeiteten Beiträge hinausgeht und dieses Thema durch strukturierte Telefoninterviews, Betriebsumfragen und die Auswertung archivalischer Quellen vertieft. Dabei werden auch neue Trends den Tourismus betreffend sichtbar, etwa der wachsende Wunsch nach Individualität, verschiedene Vorstellungen eines „sanften Tourismus“, der Einstieg in eine „Event-Kultur“ mit Ski-Weltcup-Rennen im Mittelpunkt, aber auch Optimierung der Gäste- und Kinderbetreuung und Pflege von Tradition.

Zum Schluss zeigt der Autor die Stärken und Schwächen der Gegenwart auf und versucht auch einen Blick in die Zukunft. Der Streit um Erweiterungskonzepte des Schigebietes Hinderstoder – Würzeralp, der in Plänen einer Schischaukel zwischen diesen Regionen gipfelt, die Frage der Schneesicherheit und die durch den „Klimawandel“ kürzer werdende Wintersaison fordern wohl die rechtzeitige Reduzierung der Schneeabhängigkeit des touristischen Angebots. Und auch die Themen Zersiedelung durch Ferienwohnungen und Zweitwohnsitze oder der Bau eines 5* Hotels im Stodertal werden konträr diskutiert. Wird auch in Zukunft eine weitgehend intakte Landschaft und Umwelt von den Bewohnern und Gästen vorteilhafter empfunden werden, als eine übermäßig gewinnorientierte touristische Entwicklung mit Schischaukel und Eventkultur?

Walter ASPERNIG

Adelheid KRAH / Herbert W. WURSTER (Hg.), Die virtuelle Urkundenlandschaft der Diözese Passau. Vorträge der Tagung vom 16./17. September 2010 in Passau. Veröffentlichungen des Instituts für Kulturraumforschung Ostbairern und der Nachbarregionen der Universität Passau, Band 62, Dietmar Klinger Verlag Passau 2011, € 25,50 – X, 251 S.

Anlass zu dieser Tagung im September 2010 bot die vollständige online-Bereitstellung der geistlichen Urkundenbestände des vormaligen Großbistums Passau im europäischen Urkundenportal www.monasterium.net. Die Digitalisierung aller geistlichen Urkundenbestände der Diözese, von denen jene in Niederösterreich, Wien und Oberösterreich schon seit einiger Zeit online nutzbar sind,

wurde nunmehr durch die Bereitstellung der diesbezüglichen Urkunden des Bayerischen Hauptstaatsarchivs in München abgeschlossen, wodurch der Forschung das gesamte Urkundenmaterial dieser geistlichen Institutionen zugänglich ist, was auch der Regional- und Heimatforschung neue Ansätze ermöglicht.

Die nunmehr veröffentlichten Referate bieten auch Oberösterreich-Bezüge. Diese finden sich in dem als Überblick gedachten Beitrag von Herbert W. Wurster zum Thema „Die Bedeutung der Orden und Klöster in der Geschichte des Großbistums Passau. Von den Anfängen bis zur Säkularisation“ (S. 213-225) ebenso wie bei Paul Herold, „Parameter der Beziehungen Kaiser Friedrichs III. zu einzelnen Klöstern der Diözese Passau im Spiegel seiner Urkunden an ausgewählten Beispielen“ (S. 1-26). Herold beschäftigt sich mit Urkunden Friedrich III. aus österreichischen Klosterarchiven, wobei er Parameter der Beziehung des Königs und Kaisers zu den einzelnen Klöstern in Form von Fallbeispielen untersucht und vorstellt. Friedrich III. führt die Tradition der immer wieder erneuerten Bestätigung der von den Klöstern erworbenen Privilegien und Rechte fort, wobei er zwar das äußere Erscheinungsbild seiner Diplome repräsentativer gestalten lässt, inhaltlich aber kaum etwas ändert. Den auf Pergament geschriebenen Urkunden steht eine deutlich höhere Zahl von Papier-Mandaten gegenüber. Im Archiv des Benediktinerstifts Lambach gibt es nur sieben Pergamenturkunden Friedrich III., aber 62 Mandate auf Papier. Letztere waren kurzfristige Befehle, Forderungen und Ladungen des Kaisers an das Kloster, die im Gegensatz zu den Diplomen nicht „für die Ewigkeit“ gedacht waren. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte auch das Recht der „Ersten Bitte“, das dem König erlaubte, verdiente Personen seiner Umgebung und andere Vertraute in den Besitz von Pfründen geistlicher Institutionen zu bringen. Bisher sind von Friedrich III. mehr als 350 solcher „Bitten“ bekannt, aber nur wenige Originalurkunden auf Pergament erhalten. Der Kaiser hielt während seiner gesamten Herrschaft an diesem Recht fest und sorgte für seine Umsetzung.

Richard Loidl kommt in seinem Aufsatz „Hochmittelalterliche Klostergründungen im Land am Inn“ (S. 131-142) auch auf die heute im österreichischen Innviertel gelegenen Klöster Suben und Reichersberg und die Fiskalgüter Mattighofen und Ranshofen zu sprechen. Roman Zehetmayer streift in seinem Beitrag „Zur Rechtsgeschichte der Klöster in der Babenbergermark“ (S. 227-250) das heute oberösterreichische Machland, wo die Herren von Machland im Zuge der Kultivierung ihres Herrschaftsbereichs auch als Klostergründer (Waldhausen, Baumgartenberg) tätig waren.

Schließlich behandelt Gerhart Marckhgott am Beispiel des Oberösterreichischen Landesarchivs „Strategien und Chancen archivischer Arbeit“ (S. 143-148). Bei den sich rasch ändernden Rahmenbedingungen in technischer, organisatorischer und wirtschaftlicher Hinsicht fällt es immer schwerer, Ansätze für Zu-

kunftsperspektiven zu finden. Aber gerade die durch gewährte Selbständigkeit erreichte Sonderstellung innerhalb der Landesverwaltung erfordert mittel- und langfristige Projekt- und Investitionsplanungen. Das alles birgt viele Risiken, aber auch Chancen. Die fachlichen Kompetenzen, die reichen Erfahrungen und nicht zuletzt die berufliche Verantwortung der Archivare werden erstere bewältigen und letztere nützen.

Walter ASPERNIG

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 2013

Band/Volume: [158](#)

Autor(en)/Author(s): Traxler Stefan, Aspernig Walter, Schultes Lothar, Forster Roland, Sandgruber Roman, Mitterschiffthaler Karl

Artikel/Article: [Nachrufe: Hofrat Mag. Dr. Gerhard Winkler \(2.2.1935 - 9.11.2012\); Hofrat Univ. Prof. Dr. Johann Sturm \(4.1.1931 - 30.12.2012\); Rezensionen 365-392](#)